in welcher Stellung ich mich befunden, als ich meinen Sohn gebar, so magst Du doch als gewiß wissen, daß ich in jener Stellung geboren habe, wie Du es jetzt gesehen, nämlich auf den Knien liegend und allein im Stalle betend. Ich habe ihn unter so großer Freude und Seelenjubiläum geboren, daß ich keinerlei Beschwerde und keinen Schmerz fühlte, als er meinen Leib verließ. Ich wickelte ihn aber sogleich in reine Tücher, die ich lange zuvor zubereitet hatte. Als Joseph solches sah, verwundert er sich unter großer Freude und Fröhlichkeit darüber, daß ich so ohne Beistand geboren hatte. Weil aber die große Menge von Leuten wegen ihrer Aufschreibung in Bethlehem viel beschäftigt war, deshalb hatten sie ihre Aufmerksamkeit hierauf gerichtet, so daß die Wunder Gottes unter ihnen keine Verbreitung finden konnten. Obwohl es Menschen gibt, welche nach ihrem Verstande die Behauptung wagen, mein Sohn sei auf die gewöhnliche Weise geboren, so ist es doch volle Wahrheit und ohne Zweifel, dass er so geboren worden, wie ich Dir, damit Du es wissest, anderwärts gesagt habe und wie Du jetzt gesehen hast».

Das XXIII. Kapitel des Siebenten Buches der himmlischen Offenbarungen der heiligen Birgitta:

»Ich habe auch an demselben Orte gesehen, wie die Jungfrau Maria und Joseph den Knaben in der Krippe anbeteten, und wie die Hirten und die, welche bei einer Herde wachten, herbeikamen, um das Kind zu sehen und anzubeten. Als sie dasselbe erblickt hatten, wollten sie zuerst erforschen, ob es eine weibliche oder männliche Geburt sei, obwohl die Engel ihnen verkündet hatten, daß der Erlöser der Welt geboren worden, und nichts von einer Erlöserin gesagt hatten. Da zeigte ihnen die jungfräuliche Mutter das Geschlecht des Kindes, das sie alsbald mit großer Ehrerbietung und Freude anbeteten, und sodann heimkehrten, indem sie Gott in allem, was sie gehört und gesehen hatten, lobten und priesen».

Das XXIV. Kapitel des Siebenten Buches der himmlischen Offenbarungen der heiligen Birgitta:

»Die nämliche Mutter des Herrn sagte mir auch: »Meine Tochter! Wisse, daß, als die drei weisen Könige in den Stall kamen, um meinen Sohn anzubeten, ich deren Ankunft wohl

zuvor gewußt habe. Und als sie hereinkamen und denselben anbeteten, hüpfte mein Sohn fröhlich auf, und hatte ein von Freude ganz erheitertes Gesicht. Auch ich freute mich gar sehr und war fröhlich, voll wunderbaren Freudenjubiläums in meinem Herzen. Ich gab fleißig acht auf ihre Worte und ihr Benehmen und behielt und überlegte alles in meinem Herzen.«

Anmerkungen:

- ¹ Unkritisch: *Ferdinand Holböck*: Gottes Nordlicht. Die heilige Birgitta von Schweden und ihre Offenbarungen. Stein am Rhein 1998. – Kritische Biographie: *Günther Schiwy*: Birgitta von Schweden. Mystikerin und Visionärin des späten Mittelalters. München 2003. – Knapp: *Jörg-Peter Findeisen*: Birgitta. Gottes Botin im mittelalterlichen Europa. Kevelaer 2003.
- ² *Wilhelm Liebhart*: Altbayerisches Klosterleben. Das Birgittenkloster Altomünster 1496–1841. St. Ottilien 1987.
- ³ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Johannes Paul II. Apostolisches Schreiben als »Motu Proprio« erlassen zur Ausrufung der hl. Birgitta von Schweden, der hl. Katharina von Siena und der hl. Teresia Benedicta a Cruce zu Mitpatroninnen Europas. 1. Oktober 1999 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 140). Bonn 1999.
- ⁴ Auswahl: *Elmar zur Bensen/Cornelia Gleys* (Hg.): Die Visionen der Hl. Birgitta von Schweden. Augsburg 1989.
- ⁵ *Walter Buckl* (Hg.): Das 14. Jahrhundert. Krisenzeit (= Eichstätter Kolloquium 1). Regensburg 1995.
- ⁶ *Peter Dinzelsbacher* (Hg.): Wörterbuch der Mystik. Stuttgart 1998, S. 367–370; *Uta Störmer-Caysa*: Einführung in die mittelalterliche Mystik. Stuttgart 2004 (Reclam 17646).
- ⁷ *Peter Dinzelsbacher*: Christliche Mystik im Abendland. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters. Paderborn u. a. 1994, S. 9f.
- ⁸ A. a. O.
- ⁹ *Peter Dinzelsbacher*: Vision und Visionsliteratur im Mittelalter. Stuttgart 1981, S. 29.
- ¹⁰ *Wilhelm Liebhart*: Kaiser Karl IV., Birgitta von Schweden und die Reform der Kirche. In: Bayern, Schwaben und das Reich. Festschrift für Pankraz Fried zum 75. Geburtstag. Hgg. von *Peter Fassl/Wilhelm Liebhart/Doris Pfister* und *Wolfgang Wüst* (Augsburger Beiträge zur Landesgeschichte Bayerisch-Schwabens 11). Augsburg 2007, S. 93–110.
- ¹¹ *Wilhelm Liebhart* (Hg.): Der Birgittenorden in der Frühen Neuzeit. Frankfurt/M. 1998.
- ¹² *Grundlegend Klaus Schreiner*: Maria – Jungfrau, Mutter, Herrscherin. München 1994.
- ¹³ Folge hier der Übersetzung: Leben und Offenbarungen der heiligen Birgitta. Neu bearbeitet, übersetzt und herausgegeben von *Ludwig Clarus*. Dritter Band. Offenbarungen. III. Teil. Regensburg 1888, S. 269–273.
- ¹⁴ Wie Anm. 13.

Anschrift des Verfassers.

Prof. Dr. Wilhelm Liebhart M. A., Hohenrieder Weg 20, 85250 Altomünster

Advents- und Weihnachtsbräuche in der Familie

Adventskranz, Adventskalender, St. Nikolaus, Frautragen, Weihnachtsbaum, Heiliger Abend und Dreikönig

Von Esther Gajek M. A.

Lange vor dem Heiligen Abend beginnen wir, uns mit verschiedenen Bräuchen auf das Weihnachtsfest vorzubereiten. Viele Familien stellen am ersten Adventssonntag einen Kranz auf, der aus Zweigen gewunden und mit vier Kerzen geschmückt ist. An jedem Sonntag im Advent zünden sie ein weiteres Licht an, sodass kurz vor Weihnachten alle Kerzen gleichzeitig brennen. Auf diesen Adventskranz spielt einer der bekanntesten deutschen Weihnachtsverse an:

»Advent, Advent, ein Lichtlein brennt.
Erst eins, dann zwei, dann drei, dann vier,
dann steht das Christkind vor der Tür.«

Hinter diesen einfachen Zeilen, die sich jedem Kind schnell einprägen, verbirgt sich der ursprüngliche Sinn des Advents-

kranzes, der uns heute gar nicht mehr so bekannt ist. Das Zunehmen des (Kerzen-) Lichtes sollte als Zeichen für die näherrückende Ankunft des Gottessohnes an Weihnachten verstanden werden.

Adventskranz

Johann Hinrich Wichern (1808–1881), ein evangelischer Pfarrer, gilt als der Erfinder des Adventskranzes. Als Leiter des »Rauhen Hauses« in Hamburg, einer Erziehungsanstalt für Jungen, schmückte er um 1850 im Dezember einen großen Leuchter mit 24 Kerzen. Bei der täglichen Andacht, die er mit seinen Schülern feierte, zündete er vom 1. bis 24. Dezember jeden Tag eine weitere Kerze an. Die Kinder konnten dann an dem Leuchter abzählen, wieviele Tage es noch bis zum Weihnachtsfest waren. Sie sahen aber vor allem, wie das Licht

zunahm und dass es am Heiligen Abend, wenn das Jesuskind als »Licht der Welt« auf die Erde kommt, am hellsten erstrahlte. Dieser »Urahn« des heutigen Adventskranzes veränderte im Laufe der Jahre seine Gestalt. Der Radleuchter wich einem aufhängbaren Kranz, und die Zahl der Kerzen ging auf vier zurück. Vom Umkreis des »Rauhen Hauses« breitete sich der Adventskranz innerhalb weniger Jahrzehnte zunächst in den Städten, dann aber auch in den ländlichen Gebieten Preußens aus. Heute wird er auch in katholischen Gegenden und sogar außerhalb Deutschlands aufgehängt. Im katholischen Albayern fand er erst nach 1945 den Weg in die Haushalte.¹ Der Adventskranz ist heute überall in Familien, Kirchen, Schulen und selbst in Büroräumen und Geschäften zu finden.

Strohhalme in der Krippe

Im süddeutschen Raum, besonders in den Klosterschulen, war ein Brauch verbreitet, bei dem die Kinder in der Adventszeit als Zeichen ihres Wohlverhaltens einen Strohalm, eine Feder oder etwas Watte in eine noch leere Krippe legen durften. Zunächst war das Bereiten der Krippe rein geistig gemeint, wenn im ausgehenden Mittelalter Nonnen geraten wurde, in der Adventszeit dem Jesuskind eine Krippe in ihrem Herzen zu schaffen, indem sie es mit guten Gedanken und Taten füllten. Das Legen von Strohhalmen in eine Krippe ist die Umsetzung dieser Idee, um sie Kindern nachvollziehbar zu machen. Einen Strohalm in eine Krippe legen zu dürfen, bedeutete, ihn mit Bravheit, Gebeten, guten Taten oder Verzicht verdient zu haben. Aus Erinnerungen an diesen Brauch geht hervor, dass damit nicht selten ein gewisser Druck durch die Erwachsenen und unter den Kindern selbst verbunden war: »Wir hatten eine große Krippe. Beteten wir also wenig, mußte das Christkind hart liegen, und das konnten unsre sensiblen Kindergemüter nicht verantworten. Also gingen wir nach dem ersten Rorate gemeinsam ans Werk. Abgemacht waren fünf Vaterunser pro Tag. Bis zum zweiten Advent hielten alle durch. Dann wurden die Brüder flauer. Man konnte dies ja gut an der Anzahl der Halme kontrollieren. Wir Mädchen waren in der Mehrzahl; wenn wir also nun zwei Vaterunser mehr beteten, mußte das Christkind doch nicht hart liegen. Und es nützte tatsächlich aller Zuspruch nichts – die Männerwelt wollte nicht mehr als zwei Halme pro Kopf und Tag liefern.«²

Adventskalender

Adventskalender³ sind uns heute sehr vertraut. Kinder in vielen Teilen der Erde, aber in zunehmendem Maße auch Erwachsene, verwenden sie, um sich damit die Zeit vom 1. bis zum 24. Dezember buchstäblich vor Augen zu führen. Wie viele weihnachtliche Bräuche hat auch der Adventskalender eine junge Geschichte. Die ersten Belege für selbstgebastelte Formen stammen – wie beim Adventskranz – vor allem aus evangelisch-pietistischen Kreisen. Dort dachten sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts Eltern ganz verschiedene Methoden aus, um ihren Kindern die lange Zeit des Wartens auf den Heiligen Abend in kleinere Abschnitte einzuteilen, die sie oft auch inhaltlich auf das Weihnachtsfest ausrichteten. Erfindungsreiche Väter und Mütter stellten Adventsbäumchen auf, bei denen ihre Kinder jeden Tag eine kleine Papierfahne, die mit einer biblischen Verheißung beschrieben war, aufstecken durften. In anderen Familien wurde jeden Abend ein weiteres Bild mit einer religiösen Szene an die Wand gehängt und gemeinsam betrachtet. Pater Rupert Mayer (1876–1945) schildert in einem Adventsbrief einen so genannten Strichka-

lender, wie er im süddeutschen und österreichischen Raum verbreitet war: »Um die Weihnachtsstimmung in den Herzen der Kinder noch mehr zu fördern, hatten sich in vielen Familien mancherlei Gewohnheiten herausgebildet. So hatte man zum Beispiel bei uns zu Hause am Abend des 30. November in Anwesenheit der Eltern und Kinder 25 Kreidestriche in das Innere eines alten Spielschranks, der im Kinderzimmer stand, gemacht. In Gegenwart von klein und groß durfte jeden Abend eines der Geschwister in bestimmter Reihenfolge einen Strich auslöschen. Jeden Abend nahm die Spannung zu. So ging das bis zum 24. Dezember. Welche Freude, wenn nur noch ein Strich da war!«⁴

Die Anfänge der seriellen Herstellung des gedruckten Adventskalenders liegen in München. Ein Mann hat sie entscheidend beeinflusst: Gerhard Lang (1881–1974). Als Sohn eines Pfarrers im schwäbischen Maulbronn geboren, hatte er als kleiner Junge von seiner Mutter im Advent einen Karton mit 24 Gebäckstücken erhalten, von denen er täglich eines abnehmen und aufessen durfte. Als junger Verleger erinnerte er sich an diese Idee und brachte 1904 in Stuttgart seinen ersten Adventskalender heraus. Diese Ausgabe trug den verheißungsvollen Titel »Im Lande des Christkinds«. Sie hatte noch keine Türchen zum Öffnen, sondern bestand aus einem bedruckten Karton mit 24 nummerierten Feldern und einem kleineren Blatt, das die entsprechende Anzahl von Bildchen enthielt. Jeden Tag konnten die Kinder eines der Motive mit Engeln, Knecht Ruprecht, Spielsachen und dem Christkind ausschneiden und es auf die dafür bestimmte Stelle des Kartons kleben. In den dazugehörigen 24 Versen, die Gerhard Lang selbst gedichtet hatte, ist auch manchmal der erhobene Zeigefinger zu spüren. Am 4. Dezember lesen die Jungen und Mädchen:

»Heut fliegen aus dem Himmelhaus
Gar viele tausend Engel aus.
Sie sind vom Christkind ausgesandt
Und fliegen durch das ganze Land,
In Dorf und Stadt, husch wie der Wind,
Sehn, ob die Kinder artig sind.
Darum sei lieb, damit sie droben
Im Himmel dich beim Christkind loben.«

Während des 30-jährigen Bestehens seines Verlages entwickelte Gerhard Lang eine Vielzahl verschiedener Adventskalender: mit Figuren zum Ziehen, Häuser und Kapellen zum Aufstellen, Adventslaternen mit Füllungen zum Herausnehmen, Weihnachtskrippen mit Steckfiguren, Adventsblöckchen mit Albumblättern, die ersten Ausgaben mit Schokoladefüllung, aber auch Exemplare mit Papierfenstern zum Öffnen. In einem Prospekt der »Münchener Adventskalender« von 1935 heißt es: »Völlig unbekannt und anfangs unverstanden, haben sich diese Kalender schnell die Herzen der Kinder erobert, denen sie auf wundervolle Weise das lange Warten auf das Fest verkürzen. Heute kann man sich die Adventszeit nicht mehr ohne die Kalender vorstellen.«

Durch den Zweiten Weltkrieg wurde der Ausbreitung des Adventskalenders in Deutschland und den angrenzenden Ländern ein vorläufiges Ende gesetzt. Aber schon in den 1950er Jahren nahmen dann wieder viele Verlage diesen Artikel in ihr Programm, zum Teil beliefern sie bis heute den inländischen Markt. In den letzten Jahrzehnten gehen jedes Jahr Millionen von deutschen Adventskalendern in das Ausland.

Die Motive der Adventskalender lassen sich in weltliche

und religiöse unterscheiden, wobei die sakralen Themen nur einen kleinen Teil des Angebotes ausmachen. Für die Mehrzahl der Illustrationen ist charakteristisch, dass ihnen jeglicher Bezug zur Gegenwart fehlt. Die Zeichnungen enthalten keine Autos, Flugzeuge oder Hochhäusern, sondern bilden so genannte nostalgische Szenarien ab: verschnete Fachwerkstädtchen, Weihnachtsmärkte, Szenen mit Engeln und Zwergen, Weihnachtsmänner und Christbäume.

Bei der Technik der Adventskalender ist inzwischen aus Kostengründen eine erhebliche Vereinfachung eingetreten. Während Gerhard Lang noch eine ganze Fülle verschiedener Formen anbieten konnte, bilden heute die Kalender mit Papiertürchen zum Öffnen den überwiegenden Teil des Angebotes. Doch auch hier kann man sehr phantasievolle Exemplare entdecken.

St. Nikolaus

Kaum ein anderer Heiliger ist bei Kindern so beliebt wie Sankt Nikolaus. Für ihn stellen sie am Abend des 5. Dezembers Stiefel oder Teller auf, die am nächsten Morgen auf geheimnisvolle Weise mit Äpfeln, Nüssen und Süßigkeiten gefüllt sind. Er begegnet ihnen als Bischof mit langem Gewand, Bischofsmütze und Stab in der Schule, im Kindergarten und auf der Straße. Dort verteilt er aus einem großen Sack Geschenke.

Seit dem 17. Jahrhundert gibt es den Brauch, dass St. Nikolaus im Dezember als Bischof in die Familien kommt und die Kinder beschenkt. Die ersten Belege stammen aus dem höfisch-städtischen Bereich. 1726 feierte man den Nikolaustag und Geburtstag der Prinzessin Therese Benedicta am kurfürstlichen Hof in München wie folgt: »Der Churfürst ließ unterschiedliche Cavaliere und Fräulein nach Hof berufen. Gegen 7 Uhr kam man in den Zimmern der ältesten (zweieinhalb Jahre alten) Prinzessin Antonia zusammen, woselbst in Gegenwart des churfürstlichen Paares ein ehrwürdiger Priester loco S. Nicolai im gewöhnlichen Priesterornat und ansehnlicher Begleitung erschien, an die anwesenden jungen Herrschaften, Cavaliers und Fräuleins allerlei christkatholische Fragestücke stellte, nach deren Beantwortung er eine zierliche Oration machte.«⁵

In ganz ähnlicher Form findet der Nikolausbesuch bis heute statt: Der Bischof kommt mit seinem Begleiter, Knecht Ruprecht (Klaubauf, Krampus) am 5. oder 6. Dezember abends zu Besuch und lässt sich von den Kindern Gedichte aufsagen und Weihnachtslieder vorsingen. Dafür belohnt er sie mit seinen Gaben: Äpfel, Orangen, Nüsse, Süßigkeiten und kleine Geschenke. Manchmal liest er auch aus einem großen Buch vor, wenn die Jungen und Mädchen ungehorsam waren und ermahnt sie zur Besserung. Diese Kindheitsszene hat sich vielen Erwachsenen bis heute im Gedächtnis eingepägt.

Aus Berichten über den Nikolausabend, wie sie in Autobiografien enthalten sind, geht immer wieder hervor, welchen tiefen Eindruck dieses Ereignis bei den Kindern hinterlassen hat. Joseph Alois Paur (1770–1851), der in Bad Reichenhall aufwuchs, erinnert sich an den Besuch des Klaubauf in seiner Kindheit: »So war [...] der Nikolaus-Vorabend gekommen, und ich spielte wieder einmal mit dem Baumannsbuben in dessen Wohnstube. [...] Da plötzlich Kettengerassel – dann flog die Türe auf und herein trat, in ein zottiges Fell gewickelt, Gesicht und Hände rußgeschwärzt, mit klirrenden Kuhketten behängt, einen Sack über der Schulter: der »Klaubauf«. Mein kleiner Spielkamerad begann alsogleich weinend auf die Knie zu fallen und all seine frommen Sprüchlein herzubeten, denn er fürchtete sich gar sehr, als

»böses Kind« mitgenommen zu werden. Der »Klaubauf« aber brüllte, stampfte und zeterte, daß es ganz greulich anzuhören war, warf aber zuletzt doch dem geängstigten Kind den Inhalt seines Quersackes – Äpfel, Birnen, Nüsse und Lebkuchen – hin.«⁶

Die Verehrung des heiligen Nikolaus, wie sie seit dem 11. Jahrhundert verbreitet ist, geht vor allem auf den Bischof Nikolaus von Myra zurück, der an der Südwestküste der heutigen Türkei in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts wirkte. Über sein Leben gibt es viele Legenden. Einige davon weisen ihn als Kinderfreund und Gabenbringer aus: Es wird erzählt, dass er die Töchter eines verarmten Edelmannes vor Schande bewahrte, indem er jeder einen Beutel Goldstücke in der Nacht durch das Fenster warf, sodass sie standesgemäß heiraten konnten. In diesen Zusammenhang wird der Brauch erklärt, dass St. Nikolaus bis heute die Kinder nachts beschenkt.

Eine andere Geschichte handelt davon, dass Nikolaus drei Schüler wieder zum Leben erweckt habe. Diese und andere ähnliche Legenden haben St. Nikolaus zum Schutzpatron der Kinder und Schüler werden lassen und Niederschlag in Nikolausbräuchen wie dem Knabenbischofspiel gefunden.

Das historische und gegenwärtige Nikolausbrauchtum kann in seiner ganzen Fülle nur zum Teil mit dem Leben des Heiligen und den Erzählungen darüber in Einklang gebracht werden: Die Bräuche tragen christliche Züge und mischen sich von ihrem Beginn im 11. Jahrhundert an mit nichtchristlichen Überlieferungen. Inzwischen hat der Nikolaus unserer Breiten sogar manchmal amerikanische Züge angenommen, wenn er – ähnlich dem Santa Claus – mit langem weißem Bart und rot-weißem Mantel Anfang Dezember in den Fußgängerzonen und Kaufhäusern auftritt.

Das Frautragen

Die Suche des Heiligen Paares nach einer Unterkunft in Bethlehem ist in der Bibel nur mit wenigen Worten erwähnt, wurde aber in der Vorstellung der Gläubigen reich ausgestattet. Die »Herbergssuche«, das heißt, die Szene, in der Josef mit der hochschwangeren Maria nachts durch Bethlehem irrt, wird in vielen Jahreskrippen im Dezember aufgebaut. Daneben gibt es den spielhaften Nachvollzug des Geschehens in den »Herbergsspielen«. Dies sind kleine Stücke, die in der Adventszeit aufgeführt werden.

Beim »Frautragen« wird an neun Tagen ab dem 15. Dezember ein Bild oder eine Figur der schwangeren Muttergottes jeden Abend in eine andere Familie gebracht. Das Marienbild findet an einem besonders geschmückten Platz im Haus jeweils für eine Nacht Unterkunft. Damit soll das Unrecht der Christnacht, als Josef und Maria keinen Platz mehr in der Herberge hatten und im Stall Zuflucht suchen mussten, wiedergutmacht werden. »Wer klopft an?« ist das bekannteste Lied, das zu diesem Brauch gehört. Mitunter werden auch Gebete gesprochen und mehrstrophige Verse aufgesagt.

In Aufkirchen am Starnberger See, wo das Frautragen in einigen Familien durchgeführt wird, begrüßen die »Herbergleute« das Marienbild zunächst mit Liedern und dann mit den folgenden Worten:

»O Mutter Maria im himmlischen Kleid,
wir öffnen dir unsere Herzen weit!
Du hast uns ja den Heiland gebracht
vor langer Zeit in der Heiligen Nacht!«

Die nächsten Zeilen sind an das Jesuskind gerichtet:

»Unser lieber Herr Jesu Christ,
der du in diese Welt gekommen bist,
durch die Jungfrau Maria, die Mutter dein,
tritt auch in unser Haus herein!
Wir nehmen dich auf in allen Ehren
und wünschen, du sollst ganz zu uns gehören.«⁷

An diese Handlung schließt sich eine kleine Andacht mit Gebeten, Liedern und Fürbitten an. Oft sitzen die Familien mit den Nachbarn danach noch zusammen.

Der Weihnachtsbaum

Wenn im Dezember die großen Nadelbäume auf öffentlichen Plätzen aufgerichtet werden und der Christbaumverkauf beginnt, taucht immer wieder die Frage nach dem Alter des Weihnachtsbaumes auf. Oft ist von dessen »heidnisch-germanischen« Ursprüngen die Rede, oder der immergrüne Baum wird als Dämonenabwehr angeführt. So eindrucksvoll diese Deutungen klingen mögen und so verbreitet sie auch sind, es handelt sich nur um Vermutungen, die sich aber nicht beweisen lassen. Die frühesten schriftlichen Belege für geschmückte Weihnachtsbäume im Inneren von Häusern, wie wir sie bis heute kennen, stammen erst aus dem 16. und 17. Jahrhundert und beziehen sich vor allem auf den oberdeutsch-schwäbischen Raum.

Die städtischen Handwerker feierten hier in ihren Zunftstuben neben vielen anderen Festen auch den Heiligen Abend und schmückten zu diesem Anlass einen kleinen immergrünen Baum. Von diesem Brauch berichtet ein unbekannter Autor in seiner Beschreibung einer Reise durch das Elsass, die 1604/05 entstand: »Auff Weihenachten richtett man Dandenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hencket man roßen auß vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker etc. Man pflegt darum ein viereckent ramen zu machen.«⁸

Aus dem 17. Jahrhundert sind auch die ersten Nachrichten für Weihnachtsbäume in den Häusern wohlhabender Familien in den Städten erhalten. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts tauchen vermehrt Hinweise auf Christbäume bei Hof und Adel auf, die inzwischen – neben dem bunten, oft essbaren Behang – auch schon mit Kerzen geschmückt sind. Liselotte von der Pfalz (1652–1722) erinnert sich in Paris, wo es zu Weihnachten noch keine geschmückten Bäume gab, an ihre Kindheit am Hannoverschen Hof: »[...] ich weiß nicht, ob Ihr ein anderes Spiel habt, das jetzt noch in Deutschland üblich ist; man nennt es Christkindl. Da richtet man Tische wie Altäre her und stattet sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus, wie neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zuckerwerk und alles Mögliche. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen; das sieht allerliebste aus, und ich möchte es heutzutage noch gern sehen.«⁹ Zu einer größeren Verbreitung des Aufstellens von Weihnachtsbäumen kam es jedoch erst in den folgenden zwei Jahrhunderten und dann vor allem im höfisch-städtischen Umfeld: 1813 wurde der erste Lichterbaum am österreichischen Hof in Wien geschmückt, 1830 am Münchner Hof von Königin Therese und König Ludwig I.

Während die Einführung des Weihnachtsbaumes in den protestantischen Gebieten Deutschlands schneller vor sich ging, dauerte es in den katholischen Teilen des Landes länger, weil dort in vielen Familien bereits die Krippen den Mittelpunkt des weihnachtlichen Brauchtums bildeten. Erst im späten

19. und besonders dann im 20. Jahrhundert hat sich der Weihnachtsbaum dann auch hier und sogar im ländlichen Raum durchsetzen können. Dabei sind eine Fülle regionaler Besonderheiten, die parallel zum Weihnachtsbaum bestanden, langsam in den Hintergrund getreten: hölzerne Weihnachtsgestelle als eine Art von Paradiesbaum und Adam und Eva, wie sie vor allem in Norddeutschland üblich waren, oder Weihnachtspyramiden aus Mittel- und Ostdeutschland, die aus einem Holzgestell bestehen, das mit grünen Zweigen und Schmuck dekoriert und dann aufgehängt wird.

Heute ist der geschmückte Nadelbaum das Zentrum des häuslichen Weihnachtsfestes. Das gilt für die deutschsprachigen Länder und sogar für viele Teile der Erde. Das Aussehen des Weihnachtsbaumes hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Die frühen Bäume wurden mit Äpfeln, Nüssen und Gebäck geschmückt; ihr Behang konnte selber hergestellt werden. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich mit der allmählichen Ausbreitung des Brauches, zu Weihnachten geschmückte Bäume aufzustellen, ein ganzer Wirtschaftszweig, der bis heute vom industriell oder in Heimarbeit gefertigten Christbaumschmuck lebt. Rechtzeitig zum Weihnachtsfest bieten einschlägige Geschäfte und besonders die Stände der Christkindelmärkte dieses Sortiment an: gläserne Kugeln und Figuren (oft aus dem Thüringer Wald), Holzspielzeug (vor allem aus dem Erzgebirge), Rauschgoldengel (nach Nürnberger Tradition) und vielen anderen Baumbehang aus Wachs, Papier und Stoff. Hier werden auch Lametta und Kerzen, von solchen aus Bienenwachs bis hin zur elektrischen Beleuchtung, verkauft, und manchmal gibt es sogar schon fertig geschmückte künstliche Weihnachtsbäume.

Der Heilige Abend

Auf den Nikolaustag, die vier Adventssonntage und die zahlreichen Weihnachtsfeiern in Kindergärten, Schulen und Firmen folgt als Höhepunkt der 24. Dezember. Dieser Tag ist hierzulande fast ausschließlich den Familien vorbehalten. Im Laufe der Jahre haben sich von den Großeltern über deren Kinder und Enkel gerade zu diesem Anlass ganz bestimmte Gewohnheiten herausgebildet. Sie betreffen die Plätzchenrezepte und Speisenfolge genauso wie die Auswahl der Lieder oder einzelne Schmückstücke für den Weihnachtsbaum. Wenn es auch familiäre Besonderheiten für die Gestaltung und den Ablauf des Heiligen Abends gibt, so stimmen doch viele Handlungen mit dem überein, was in anderen Familien zur gleichen Zeit passiert. Dem 24. Dezember sind eine Reihe von Vorbereitungen vorausgegangen: Die Kinder haben Wunschbriefe verfasst, beim Plätzchenbacken geholfen und Geschenke gebastelt. Ihre Eltern waren mit Einkäufen, dem Verschicken der Weihnachtswünsche und dem Besorgen des Weihnachtsbaumes beschäftigt. Im Verlauf des 24. Dezembers wird der Baum geschmückt, wobei die Kinder heute sehr oft miteinbezogen werden. Am Nachmittag besuchen viele Familien zusammen einen Gottesdienst. Es ist auffallend, dass die Kirchen an Weihnachten so voll wie sonst nie sind. Selbst für viele Nichtgläubige scheint der Kirchengang am Heiligen Abend zu einem festen Bestandteil dieses Tages zu gehören.

Am frühen Abend trifft sich die Familie um den Weihnachtsbaum. Oft werden noch Lieder gesungen oder Geschichten vorgelesen, aber weil sich die Ungeduld der Kinder nicht lange zügeln lässt, beginnt bald darauf das Verteilen der Geschenke. Auf deren Auspacken und Anschauen folgt das gemeinsame Essen. Es kann aus kalten Gerichten bestehen oder mehrgängigen Menüs mit Gans oder Karpfen als

Hauptgang. In der Nacht des 24. Dezembers finden in katholischen, aber auch evangelischen Kirchen noch die so genannten Christmetten statt, die oft mit konzertanten Einlagen angereichert sind.

Unser heutiges Weihnachtsfest ist gekennzeichnet durch das Fest im Familienkreis mit vielen Geschenken und üppigem Essen. Diese Entwicklung gibt es noch nicht sehr lange. Noch zur Mitte des 19. Jahrhunderts bekamen nur die Kinder des städtischen Bürgertums Spielsachen unter ihre Weihnachtsbäume gelegt. In den ländlichen Gebieten gab es am 24. Dezember höchstens nützliche Geschenke, zum Beispiel Kleider oder Schuhe. Die Feiertage wurden hier mit Kirchbesuchen verbunden und waren durch reichhaltigeres Essen als sonst ausgezeichnet.

Während das Feiern von Weihnachten heute ganz im privaten Kreis von Familie und Freunden stattfindet, hatte das Fest wie auch schon die vorangegangene Adventszeit bis in das 19. Jahrhundert hinein einen mehr öffentlichen Charakter. Dazu trugen im katholischen Bereich der Besuch der allmorgendlichen Roratemessen bei, aber auch die vielen verschiedenen Umzüge mit Gesang und Rollenspiel, wie sie von Kindern auf den Straßen veranstaltet wurden, um Naturalien oder Geld zu erhalten.

Auch in anderer Hinsicht hat sich das Weihnachtsfest verändert. Bei den Feiern des Bürgertums im 19. Jahrhundert galten der Weihnachtsmann (im Norden Deutschlands) oder das Christkind (im Süden des Landes) als Gabenbringer. An sie waren die Wunschbriefe der Kinder adressiert, ihnen dankten sie für die Geschenke und den geschmückten Baum. Während des Jahres wurden Weihnachtsmann und Christkind von den Eltern nicht selten als höchste Instanzen angeführt, um das Wohlverhalten der Jungen und Mädchen zu erreichen: »Warte nur! Das sage ich dem Christkind« oder »Wenn du nicht brav bist, bringt dir der Weihnachtsmann nichts.« Diese erzieherischen Maßnahmen sind heute kaum mehr anzutreffen.

Das Dreikönigsfest

Der 6. Januar markiert das Ende der langen festlichen Periode der Weihnachtszeit und ist ihr letzter offizieller Feiertag. Innerhalb der Kirche wird dieser Termin als Fest der Erscheinung (Epiphania) seit der Mitte des 4. Jahrhunderts im Andenken an die Huldigung der Heiligen Drei Könige beim Jesuskind gefeiert.

In Erinnerung an die Weisen aus dem Morgenland ziehen um den 6. Januar die so genannten Sternsinger durch Städte und Gemeinden. Die Gruppen bestehen aus mehreren Teilneh-

mern, die mit langen, zum Teil kostbaren Gewändern und Kronen als Könige verkleidet sind. Einer von ihnen trägt einen großen Stern vor sich her. Dieser Brauch, eine verkürzte Form der ausführlichen Dreikönigs- und Herodesspiele, war in allen Gegenden Deutschlands üblich, hat sich aber nur in Bayern ohne größere Unterbrechungen seit 1550 gehalten.

Heute haben organisierte Jugendgruppen, allen voran die Ministranten, das Sternsingen übernommen. Während in früheren Jahren nur Jungen daran teilnehmen durften, verbergen sich heute auch Mädchen unter den phantasievollen Königsgewändern. Die Kinder sind in Dörfern und sogar in Großstädten unterwegs, singen ihre Lieder und sagen Verse auf. Die Gaben dafür, Süßigkeiten und Geld, werden entweder für wohltätige Zwecke gespendet oder als willkommene Aufbesserung des Taschengeldes angesehen.

Im 16. und 17. Jahrhundert verdienten sich die Schüler und armen Leute noch mit dieser Art von Heischegängen einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Lebensunterhalts. In vielen Fällen schreibt heute einer der Größeren aus der Gruppe der Sternsinger mit Kreide die Signatur C+M+B und die jeweilige Jahreszahl auf den Türstock. Die Buchstaben werden als Abkürzung der Namen »Caspar, Melchior und Balthasar« gedeutet. Sie haben aber noch einen tieferen Sinn und stehen für »Christe – mansionem benedica«, zu Deutsch »Christus segne dieses Haus«.

Das Sternsingen kann als Nachspielen des mühevollen Ganges der Könige nach Bethlehem verstanden werden. Doch hat sich bei den Umzügen der Kinder der Sinn verkehrt: Waren die Weisen aus dem Morgenland einst die Gabenbringer, so bitten die Sternsinger jetzt um Geschenke.

Anmerkungen:

¹ Albrecht A. Gribl: Häusliche Andacht. Gegenwart des Heiligen in Stube und Haus (Kulturgeschichte des Dachauer Landes 6). Dachau 1994, S. 146.

² Zitiert nach Paul Löcher: Wie's einstens war zur Weihnachtszeit. Ein Buch der Erinnerungen. Ostfildern 1980, S. 95.

³ Esther Gajek: Adventskalender. München 1988.

⁴ Löcher, S. 26.

⁵ Friedrich Schmidt: Geschichte der Erziehung der Bayerischen Wittelsbacher von den frühesten Zeiten bis 1750. Berlin 1892, S. CXVII.

⁶ Zitiert nach E. Escherich (Hg.): Altmünchener Erinnerungen aus der Zeit König Ludwigs I. München 1936, S. 30ff.

⁷ Zitiert nach Nina Gockereil/Gisela Jaacks: Weihnachtliche Bräuche in Hamburg und Norddeutschland, in München und Oberbayern. München 1985, S. 39f.

⁸ Zitiert nach Ingeborg Weber-Kellermann: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. Luzern und Frankfurt 1978, S. 107.

⁹ Weber-Kellermann, S. 110.

Anschrift der Verfasserin:

Esther Gajek M. A., Alexander-Ferdinand-Straße 2, 93051 Regensburg

Heimatspflege und lokale Geschichtskultur

Entwicklungen und Beobachtungen, Anregungen und Wünsche

Von Dr. Wolfgang Pleidl

Die Heimat pflegen und erforschen – was auf den ersten Blick so selbstverständlich und einfach erscheint, wird beim näheren Hinsehen immer vielschichtiger, anspruchsvoller und auch schwieriger. Allein der Begriff »Heimat« hat ja im Laufe von nur zweihundert Jahren so viele Änderungen seiner Bedeutung erfahren, dass er sich heute jeder exakten Bestimmung entzieht. Denken wir nur an das Recht auf Heimat zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Pervertierung des Heimat-

begriffs während der Zeit des Nationalsozialismus oder die sentimentale Variante im deutschen Film und Schlager der Nachkriegszeit. Natürlich wurden auch in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten Definitionen versucht – doch vermochten sie nie, die Vielschichtigkeit ganz zu erfassen. Es blieb bei Annäherungen, Beschreibungen und Deutungsversuchen. Nicht umsonst führt bekanntlich nur die deutsche Sprache den Ausdruck »Heimat« ganz offiziell im Wortschatz.